

(Nachdruck verboten.)

25]

Madame d'Ora.

Roman von Johannes B. Jensen.

Im Kreise herrscht die größte Unruhe. Alle Mitglieder sind von einer Begeisterung erregt, die sich zu steigern scheint, nachdem der Eindruck aufgehört hat, und sie wollen alle etwas Besonderes gesehen haben, sie bekräftigen habfüchtig ihre Erlebnisse, sie werfen den Kopf in den Nacken, sie blähen sich... plötzlich aber werden sie still und richten alle ihre Aufmerksamkeit auf das Kabinett.

Die Falten davor bewegen sich, als sei jemand im Begriff, sie zurückzuschieben. Sie erwarten Eld wieder zu sehen, entdecken aber zu ihrem Erstaunen eine Gestalt, die viel kleiner ist als Eld...

Chor: „Ach nein! Seht doch die Chinesin!“

Die Erscheinung bleibt zwischen den Falten im Kabinett stehen, zögert und scheint nicht den Mut zu haben, weiter vor zu treten. Die kleinen, blanken Zett-Augen drehen sich so vorsichtig in der schiefen Einfassung, sie schielt wie ein Seehund, der an die Oberfläche des Wassers kommt, blinzeln, ohne Wimpern, und sich umsieht, auf Verderben vorbereitet.

Chor: „Sei nicht bange! Komm nur, Du lieber Geist!“

Ein Herr aus dem Kreise, der „Pidgin-Englisch“ kann, denkt, daß sie das vielleicht besser versteht und lockt sie:

„Keine Furcht! Du kommen. Wir nicht böse Leute!“

Und nun tritt sie wirklich weiter vor, nähert sich auf ihren winzig kleinen, verkrüppelten Füßchen. Sie hält sich ein wenig vornüber bei dem sonderbaren, stotternden Gange und wiegt sich unbehülflich in den jungen Hüften. Die Knie zeichnen sich rund von den Weinkleidern ab, die von grasgrüner Seide sind und große Falten schlagen. Sie bleibt mitten in dem Kabinett und dem Kreise stehen, voll beleuchtet, und sie sehen, wie fein sie ist. Der kleine Hals ist rund und voll, und aus den himmelblauen Sadärmeln hängen weiße und lebhaft kleine Hände mit einem Grübchen auf jedem Knöchel, schwer von goldenen Spangen und Finger ringen, in denen grüne und blaue Steine schimmern. Das pechschwarze Haar liegt eng an dem kleinen, kugelförmigen Kopf und ist mit echten Perlen geschmückt, die in schwachen Regenbogenfarben schillern wie die Haut einer Leiche; in der schwarzen Binde über der Stirn trägt sie einen glatten Diamantknopf. Der Mund ist brennend rot und hebt sich iüppig ab von den safranbeschatteten Wangen, ihre Nasenlöcher sind schmal und offen, aber wunderbar verfeinert, und die Kiefern runden sich in zarten Linien, vollkommen unmerklich, aber ohne Schwäche. Die ganze kleine Mädchen gestalt gleicht einem Kinde des Waldes, das Sonne und Wind verhätschelt haben, einem schönen und jungen Affen, sie ist wie eine kleine Waldgöttin, auf die gütige Jahrtausende Glätte und Anmut herabgeträufelt, die sie geliebt und gestreichelt haben, liebevoll, wieder und wieder, der sie aber niemals die Stärke und die Fülle des Artieres genommen haben. Ihre Augen haben jenen stummen Blick, der der Ausdruck einer wilden und doch sanften Seele ist. Alles kann von ihr kommen. Und wie sie nun dasteht, lächelt sie, sie schürzt höflich die Oberlippe und entblößt die Zähne, um sehen zu lassen, daß sie hier ist, aber heißen wird sie wohl nicht. Es liegt weder Güte noch etwas Drohendes in ihren Mienen, vielmehr ein unbewußter, grausamer Witz; sie grüßt, wie sie das aus den Wäldern gewohnt ist, wo die Tiere einander einsam angrinsen; man sieht, daß sie eine Frau ist und daß sie lebt...

„Sie ist ja völlig angekleidet in einem richtigen Kostüm, gar nicht im Geistergewand,“ flüstert Frau Mc Carthy Madame d'Ora eifrig zu. „Ach, jetzt geht sie!“

Die kleine Chinesin hat sich umgewandt und watschelt nach dem Kabinett zurück, dessen Falten sich über ihrer blauschleidenen Saufe und ihren grasgrünen Weinkleidern schließen. Im selben Augenblick tritt eine andere Gestalt vor und wird mit frohen Zurufen aus dem Kreise begrüßt, eine Japanerin, eine noch kleinere Ausgabe des ewig Weiblichen. Aber sie tritt schnell vor, schlürft weich über den Fußboden hin mit

einwärts gefehrten Zehen, bis sie in volle Beleuchtung kommt, da bleibt auch sie stehen und lächelt. Sie hat tiefe Grübchen in beiden Wangen, ihr schwarzes Haar, das in spiegelblanken Büffeln und Kringeln aufgesteckt ist, scheint zu lachen, ihre Ellenbogen lachen, die ganze Person lacht. Aber was trägt sie verborgen in den Armen? Bringt sie etwas? Als sie still steht, senken sich ihre Schultern, so daß der geblühte Kimono sich vorne öffnet... ein kleiner, schwarzhaariger Kopf guckt heraus! Sie trägt ein Kind in dem duftenden Nest an ihrem Gürtel, da liegt ein Kleines mit allen vier Gliedern eng an ihre kleinen Mutterbrüste gedrängt. Es streckt den Hals ein wenig und sieht sich mit dunklen, schwimmenden Augen um, taucht dann wieder unter, und die kleine Mutter, die selbst nicht viel mehr ist als eine Handvoll, bedeckt den kleinen Haarschopf wieder und lacht.

Bei dem Anblick des Kindes erheben die Damen im Chor ein wahres Heergeschrei, sie fordern ihr Recht mit ausgestreckten Armen und in die Luft greifenden Fingern, sie wollen alle heran und das Wickelkind auf der Stelle aufessen. Aber ihr glücklicher und milder Kehlgang geht in tiefe Ausrufe der Enttäuschung über, sie murren klagend, die kleine Mutter wendet sich und geht. Sie sehen ihr schön geformtes und solides Kreuz und ihre ganz kleinen, harten Ferse, als sie in das Kabinett verschwindet. Alles ist still, nachdem sie gegangen ist.

Heraus tritt Eld. Sie steht vor dem Kabinett und sucht Hall mit lächelnden Augen.

„Einen Stuhl,“ sagt sie gedämpft. „Einen kleinen Stuhl.“

Sie tritt rückwärts in das Kabinett. Während sich der Kreis wundert, was in aller Welt Eld mit einem kleinen Stuhl will, verläßt Hall den Kreis und bringt einen Schemel, den er vor das Kabinett stellt. Er ist kaum zurückgetreten, als sich die Vorhänge öffnen und die Chinesin zur freudigen Ueberraschung aller wieder erscheint. Sie schickt einen Blick zu Hall hinüber, der neben seinem Tisch steht, dann schwanzt sie vor und setzt sich auf den Schemel. Jetzt sehen sie, daß sie in der linken Hand ein Instrument hält, eine kleine zweisaitige Violine aus Bambus. Sie stemmt sie gegen das Knie und fängt gleich an zu spielen. Es ist keine eigentliche Melodie, aber die Violine hat einen gellenden und feurigen Klang und sie versteht es, ihr ein Gezwitscher zu entlocken, das wie musikalisches Gefreische wirkt, das hitzig ist wie das messerscharfe Zirpen der Insekten in den tropischen Wäldern. Alle sind so davon in Anspruch genommen zu lachen und die Chinesin anzusehen, deren feine, juwelenbesetzte Finger auf dem Instrument spielen, daß sie eine Veränderung, die sich hinter ihr vollzieht, nicht bemerken, bis sie geschehen ist. Da ist kein Kabinett, da ist keine Wand mehr, es ist ein anderer unbestimmbarer Raum, und daraus hervor sind zwei Gestalten getreten, zwei junge Chinesinnen in strahlenden, goldenen Gewändern. Jede von ihnen hält einen dünnen Spieß mit silberschimmerndem Schaft über dem Kopf in die Höhe. Plötzlich gehen sie vor, die Brust herausfordernd geschwellt, und wirbeln mit den Spießen in der Luft, und nun beginnt ein seltsamer, wilder und dabei feiner Tanz zu dem immer kunstfertiger variierenden Gefreisch der Violine. Die beiden jungen Töchter des Himmels verwickeln sich in einen kühnen und schönen Streit, die Spieße verschlingen sich wie Blitzstrahlen in ihren weißen Händen, sie gehen vorwärts und rückwärts, umkreisen einander, mit stolzer Haltung und hocherhobenem Haupt, sie reden den Hals bald lang aus, bald ziehen sie ihn ganz kurz ein, rollen unerschrocken mit den Augen und schieben den Bauch trotzig vor. Ihre kleinen, lachroten Mäuler stehen offen, als wollten sie einen Atemzug stehlen, und hinter der blinden Sicherheit ihrer Bewegungen ahnt man das hämmernde Herz. Die Musik schneidet und schreit immer schneller, und die Tanzenden winden sich im Ziebertakt, drehen sich umeinander, die Spieße wirbeln so hastig in der Luft, daß sie aussehen wie Glorienscheine... und dann kommt ein Augenblick, wo sie verschwunden, wie in der Luft zerplatzt sind! Die Musik hat aufgehört, plötzlich, und als man hinsieht, ist auch die Chinesin mit der Violine fort. Der Schemel steht verlassen an der Erde.

Aber die mythische „Sphäre“, die sich über die Mauern hinweg bis in die Luft hinaus zu erstrecken scheint, bleibt zurück und sie nimmt nun einen grünlichblauen Ton an, in dem es sonderbar intensiv und lebhaft flimmert, wie in einem fast unsichtbaren Gase. Plötzlich sieht man, daß das Gas voll durchsichtiger Feuerwesen ist, die keinen Raum auszufüllen scheinen, denn da sind Tausende, ohne daß man den Eindruck einer Ausdehnung oder Perspektive hat. Sie sind alle klar wie Luft und doch wunderbar deutlich und schön. Es sind alles Frauen. Da sind griechische Mädchengestalten, da sind ägyptische Jungfrauen, Jüdinnen, da sind Köpfe mit feinen malaischen Zügen, Hindumädchen, da sind junge Wesen aus Samoa und milchweiße Mädchen aus Norwegen, da sind junge indianische Frauen . . . plötzlich schwankt die ganze „Sphäre“ — erscheint noch einmal ganz deutlich und ist dann verschwunden! Das dunkle Kabinett steht, wo es immer gestanden hat.

Jetzt folgt eine kurze Pause. Niemand scheint in der Stimmung, etwas zu sagen. Edmund Hall steht über seinen Tisch gebeugt und schreibt etwas nieder. Plötzlich flammt das Laboratorium in tageshellem elektrischem Licht auf, er hat auf einen Knopf gedrückt. Alle sind geblendet und halten die Hände vor das Gesicht, viele stöhnen, Edmund Hall aber geht schnell und ohne etwas zu sagen auf das Kabinett zu, dessen Vorhänge er zurückschlägt. Drinnen in dem engen Raum liegt Mirjam auf dem Sofa, bewußtlos, sie sehen sie alle. Auf ihrer Stirn stehen große Schweißperlen. Hall fühlt vorsichtig ihren Puls und läßt dann den Vorhang wieder fallen. Er sieht zu Madame d'Ora hinüber, indem er zu dem Tisch zurückkehrt. Wie alt er im Gesicht aussieht, denkt sie. Einen Augenblick später löscht Hall das weiße Licht, das alle geblendet und erschreckt hat, und sie sitzen wieder in beruhigender, roter Dämmerung. Fast im selben Augenblick steht Eld in voller Lebensfrische vor dem Kabinett und sieht Hall betrübt an.

„Habe ich Schaden angerichtet?“ fragt er leise und senkt die Stirn.

(Fortsetzung folgt.)

Hornung.

Von Franz Walter.

Der Februar, zwar der kürzeste, oft aber auch der schneidigste und kälteste Monat des Jahres, ist für viele Tiere unserer Heimat zugleich der bedeutungsvollste. Denn wenn erst „Lichtweh, an dem die großen Herren zuerst bei Tag es“ vorbei ist, dann regt sich, trotzdem der Schnee noch Wald und Flur bedeckt, doch schon das erste erwachende Leben, und ein Frühlingsrähen durchzieht die Herzen nicht nur der Menschen, sondern auch der Tiere. Dann beginnen manche Vögel bereits mit dem Nestbau, und andere eilen, um dieses Werk der Liebe zu beginnen, ihrer eifigen Heimat im Norden zu, während andere in unserer Heimat bereits eingetroffen sind oder sich aus der Nähe der menschlichen Wohnungen nach dem sonnigen Hügelabhang ziehen. Dann ist aber auch die Zeit gekommen, in der ein hochinteressanter Vorgang, ja einer der merkwürdigsten im Haushalte der Tierwelt, über den noch so wunderbare Ansichten verbreitet sind, der Wechsel der Geweihe der edlen Wiederläuer, sich abspielt.

Einige Vorbemerkungen sind notwendig, um den Geweihswechsel auch dem Laien näher zu erklären. Ende Mai und Anfang August werden die Rotwildläufer gefeßt. Schon in ihrem achten oder neunten Lebensmonat beginnt bei dem männlichen Hirsch die Bildung der Rosenstöcke, jener Wucherung des Stirnbeines, aus denen sich nach zwei und einem halben Monat, durch den Paß, die behaarte Körperhaut, geschützt, das erste Geweih entwickelt. Nach weiteren zwei und einem halben Monat ist es „beredt“, d. h. ausgebildet, und nach weiteren zwei bis drei Monaten „gefeßt“. Das das Erstlingsgeweih tragende Tier wird vom Weidmann als „Spießer“ angesprochen. Im folgenden Jahre wird das Geweih abgeworfen und ein neues gebildet. Die Hauptstange wird höher und erhält nicht weit von ihrer Ansatzstelle eine nach vorn gerichtete Sprosse, die „Augensprosse“. Der Hirsch heißt jetzt „Gabler“. Sehr häufig wird aber diese Stufe übersprungen, und der Hirsch setzt anstatt des Gabel- ein Sechsergeweih auf. Im dritten Jahre kommt bei normaler Geweihsbildung zwischen Spießer und Augensprosse die „Mittelsprosse“ hervor. Tritt diese nur einseitig, d. h. nur an einer Geweihsstange auf, so wird das Geweih, wie in allen folgenden analogen Fällen als „ungerade“ ausgesprochen. Wiederum wird das Geweih abgeworfen und ein neues (Achtergeweih) aufgesetzt, dessen um jederseits eins vermehrte Endenzahl durch Teilung der Stangenspitze hervorgerufen wird. Das Geweih eines Jähnders, der, wie die Träger aller nachfolgenden Geweihsstufen, im Gegensatz zu den vorhergehenden „geringen“ als „jagd-

barer“ Hirsch bezeichnet wird, besitzt über der Mittelsprosse die sogenannte „Eispresse“. In den späteren Jahren erscheinen die drei untersten Sprossen, die Grundsprossen, in derselben Weise; jede von ihnen kann sich eventuell mehrfach teilen.

Wie spielt sich nun der Vorgang, der zum Abwerfen des Geweihs führt, ab? Ein Gesetz der Natur verfährt schon einige Zeit vor dem Geweihswechsel den fastreichen Geweihsfasern, die die Stangen bisher auf den Rosenstöcken festanschließend erhalten hatten, den Blutzutritt, so daß jene allmählich verkrümmern und absterben. Aber nach demselben Gesetze füllen sich auch die fastreichen Geweihe unterhalb der Demarkationslinie mit Blut; sie schwellen als erste Spur der Neubildung über den Rosenstöcken an, heben sich, lodern durch dieses Heben die Geweihsfasern, die das Geweih noch halten. Das eigene Schwergewicht der nicht mehr energisch festgehaltenen Stangen unterstützt die Tätigkeit der Rosenstöcke, so daß sich schließlich am äußersten Rande der Stange in der Demarkationslinie ein kleiner Spalt bildet, der sich zunehmend von Tag zu Tag nach innen vertieft. Jetzt sind peindolle Tage für den Hirsch gekommen. Wohl bemerkt er, daß sein stolzer Kopfschmuck nicht mehr fest auf den Rosenstöcken sitzt. Immer lockerer werden die Stangen, immer lästiger das Anraren und Zerren. Der König des Waldes zieht unter Zweigen und Büschen durch, hier und da die Festigkeit der Stangen erprobend. Endlich scheint er einen festen Entschluß gefaßt zu haben. Meist sucht er eine von den Stangen umstandene kleine Blöße auf, und bald hört man, wie er mit den Stangen an den Stämmen auf- und niederstreicht, sie umkreist und mit einer gewissen Art Wut das „Fegen“ betreibt. Plötzlich ein kleiner Knack! Eine Stange ist abgefallen! Der Hirsch selbst scheint über diesen Vorfall erschreckt zu sein und stüchelt. Aber diese Flucht ist nur eine sehr kurze, schon nach einigen Schritten beginnt er daselbe Spiel mit der anderen Stange. Bald liegt auch diese auf der Erde und nun, seines Schmuckes beraubt, scheint das Tier das Gefühl einer gewissen Blamiertheit zu ergreifen. Er streckt sich nicht mehr, wie der vortreffliche Jagdschriftsteller W. von Preßentin jagt, der das Geschäft des Geweihswechsels sehr genau beobachtet hat, in irgend eine Dichtung, die ihm sonst auf bewährtem Hin- und Rückwechsel den sichersten Standort bot, sondern die alles Wachstum fördernde Sonne ist ihm nun Bedürfnis, wie ihm jede Berührung der Rosenstöcke durch Büsche und Zweige jetzt und in der ganzen Kolbenzeit zuwider ist. Der Instinkt sagt es ihm, daß jede Verletzung der sprichenden weichen Kolben eine unregelmäßige oder gar monströse Vereadung des neuen Geweihs zur Folge haben kann. Besonders in der ersten Zeit nach dem Abwerfen scheint der Hirsch das Gefühl einer gewissen Verlorenheit zu haben. Unfern von Wegen und Gestellen tut er sich gerne auf sonnigen kleinen Blößen oder an sonnigen Lehnen nieder, nascht hier und dort umher, vermeidet aber zunächst vorsichtig den altbekanntesten Wechsel zur Aesung. Erst wenn er nach einigen Tagen wieder mehr Selbstbewußtsein gefunden hat, nimmt er mehr und mehr die alten Lebensgewohnheiten an, vermeidet aber, wie erwähnt, in der ganzen Kolbenzeit Dichtungen. Reumes (d. h. nicht dicht zusammenstehendes) Stangenholz und lüdenhafter Unterwuchs im hohen Holz bieten ihm jetzt willkommenen Standort. Uebrigens ist der Hirsch auch nach dem Abwerfen des Geweihs durchaus nicht wehrlos. Er weiß sich seiner Schalen als einer ernstlichen Waffe zu bedienen, wo ihm seinesgleichen auf der Aesung neidisch in den Weg kommt oder ein Hund es wagt, ihn ernstlich anzufallen.

Der widergerichte Jäger weiß aus der Höhe, in der sich die Fegestellen, die sogenannten Himmelsjuren, befinden, zu schließen, wie groß und wie alt der Hirsch wohl war und spricht ihn darauf an. Den abgeriebenen Paß, soweit er von den Hirschen nicht gefressen oder in den Boden gestampft worden ist, sammeln die Wäldler, um daraus geschätzte Heilmittelchen herzustellen.

Von dem Abwerfen der Hirschgeweihe hat der Februar wohl die Bezeichnung „der kleine Horn“ erhalten, während der Januar „der große Horn“ heißt. Wahrscheinlich ist indessen die Ableitung Hornung von Horn und von den hornartigen Trinkgefäßen, die früher in diesem Monat bei den Sühn- und Opferfesten gebraucht wurden. Wir finden in Thüringen und Bayern noch ein Gebäd, „Hornaffen“ genannt, das an den Naturfesten des Februar gebadet wird, als „Hörnchen“ vorkommend, vielleicht ein Bild des Füllhorns, aus dem der Frühling seine Gaben über die Erde ausschüttet.

Daß in der Tat der Februar im Volksempfinden und im Tierleben als Beginn des Frühlings gilt, beweisen verschiedene Vorkommnisse in der Pflanzen- und Tierwelt, wie einige Sitten und Bräuche. An sonnigen Mittagsstunden wagen sich schon zahllose Käferchen aus ihren Verstecken, die Rücken tanzen wohl gegen Abend über dem Teiche und selbst Schmetterlinge, wie den „Fuchs“, den Keinen „Birkensvogel“, das „Pfauenauge“, sieht man im Sonnenschein gaukeln. Der Kater, vom Gauche der Liebe angeregt, gibt seine Liebespein und Liebesfreude kund durch ein „Rie“, das Stein erweichen, Menschen rasend machen kann“. Mit lautem Geschrei und starken Düften erfüllen Warden und Jtitz, manche im Kampf um das schönere Geschlecht, die Umgegend. Viele Tiere, wie der Dachs, beenden den Winterschlaf, da sie schon in der Pflanzenwelt neue Nahrung finden. Denn auch diese wird vollsaftiger, die Lebenskraft kehrt, da der ernährende Saft, allmählich von den Wurzelfasern ausgehend, durch den Baum kreist, diesem nach langem Tode, nach langer Erstarrung zurück. Das Schnee-

glücken sprengt seine zarte Blütenhülle, und auch am Haselnußstrauch brechen aus den Knospen rote Sternchen oder Käpfchen. . .

So ganz unrecht hat also das Volk nicht, wenn es behauptet, am Peterstage, am 22. Februar, fange der Frühling an. In manchen Gegenden Deutschlands findet am Peterstage der Winter gewissermaßen seinen Abschluß, die Geselligkeit der Winterabende ist vergangen, und die Vorarbeiten zum Frühling nehmen ihren Anfang. Am Peterstage klopf man in Westfalen bei Sonnenaufgang mit einem Hammer an die Giepfosten der Häuser und Ställe und spricht:

Heraus, heraus, heraus
Schlangen aus Stall und Haus,
Schlangen und Rölln (Rolle),
Hier nit verbergen sollen.
St. Peter und die liebe Frau
Verbiet euch Haus und Hof und Au.

Es ist anzunehmen, daß das Klopfen an die Hauspfosten sich auf die Vertreibung winterlicher Dämonen bezieht, die sich in Haus und Hof eingenistet haben und nun bei beginnendem Frühjahr in feierlicher Weise verjagt werden.

Im Wintschgau weckt man (nach R. Reichardt) am Peterstage den Frühling und nennt diesen Brauch „Langaswedden“, das ist Lenzeswedden. Knaben hängen sich Kuhschellen an und laufen durch das Dorf, aus vollem Halbe „Peter Langas“ schreiend. Oder sie schleichen sich in die Häuser bis vor die Stubentür und läuten plötzlich mit voller Kraft. Nach diesen Tagen werden die ersten Frühlingsarbeiten aufgenommen. Solch' eine Art Lenzeswedden scheint auch in dem Brauche zu liegen, der in Remberg und Umgegend im Schwange ist. Am 22. Februar wird „gepetert“. In frühester Morgenstunde ziehen die Kinder von Haus zu Haus, klopfen an die Tür und rufen: „Ist denn der Peter noch nicht dagewesen?“ Zum Geschenk erhalten die neugierigen Frager, denen man nirgends Bescheid gibt, Drezeln oder Geld.

Kleines feuilleton.

Theater.

Leffing-Theater: „Die Jungfern vom Bischofsberg“, Lustspiel in fünf Akten von Gerhart Hauptmann. (Buchausgabe in S. Fischers Verlag, Berlin.) Ueber den lauten Protest, in dem das Publikum, durch die Leere der sich endlos hinschleppenden Szenen wie durch das töricht provozierende Weisheitsklatschen der auf Hauptmann Eingeweihten gereizt, am Schlusse der Vorstellung seinen Gefühlen Ausdruck gab, wurde schon berichtet. Daß ein Dichter, der in ernstesten Dingen Neues und Bleibendes geschaffen, Perioden durchlebt, in denen der Strom der Phantasie ebbt, ja versiegt, das ist nichts Wunderbares. Auch die Größten sind vor solchen Schicksalen nicht gesichert. Und ebenso ist es begreiflich, wenn die Begierde des Gestaltens auch in Zeiten solcher Depression dem Künstler keine Ruhe läßt, ihn immer wieder antreibt, in gewaltiger Anspannung dem erstarrenden Vermögen Leistungen abzugewinnen. Aber man sollte meinen, daß er dann das so Entstandene mit prüfendem Blicke abwägt und das klare, künstlerische Urteil sprechen lassen und so die Unzulänglichkeiten deutlich erkennen müsse. Hauptmann hat im Laufe des letzten Jahrzehnts so manches für die Bühne gearbeitet. Aber auch in dem halb Mißlungenen blüht doch immer Züge tieferer Bedeutung auf, die es verständlich machen, daß er um ihretwillen das Gebilde trotz aller anhaftenden Mängel lieben konnte und darauf vertraute. Von dieser Art war auch das Pippa-Märchendrama im Vorjahre. Das Schlimmste an dem neuen Stücke ist, daß es, von jedem Gehalt entblüht, den Eindruck hervorruft, sein Schöpfer könne unmöglich selbst daran geglaubt haben. Wie sollte er, der nach Ibsen den charakteristischsten Dialog geschrieben, er, der bei Lesern und Zuschauern das Gehör für den natürlichen Tonfall der Rede so ausgebildet und verfeinert hat, hier die Rückkehr zum trivialen, breitgeschwägigen Zeitungsdeutsch nicht selber empfunden haben, von der vulgären Richtigkeit der „Handlung“ noch ganz zu schweigen! Und wenn er dennoch trotz alledem sich über das groteske Mißverhältnis, in welchem die Komödie zu allem seinen früheren Streben steht, sich hätte täuschen können, so wäre es die Freundschaft vom Brahm gewesen, durch Ablehnung dem Stück die peinliche Blamage einer öffentlichen Aufführung zu ersparen.

Das Endresultat der fünf Akte ist, daß das herzlich uninteressante, tränenreiche Fräulein Agathe, eine der vier Schwestern vom Bischofsberg, sich mit einem noch uninteressanteren Herrn verlobt, der dafür aber eigens aus Südamerika herbeikommt und durch hochgradig pathetische Reden gegen die Vernerei auf der Schule alle jugendlichen Herzen erregt. Das zu bestehende Hindernis bildet ein pedantisch eigenwilliger Oberlehrer, der Ansprüche auf Agathes Dankbarkeit zu haben behauptet, bei einem Familienfest sein Verlobnis mit der Dame proklamieren läßt und dann aus Aerger über eine harmlose Fopperei schnurstracks davonläuft. Nunmehr gewinnt der wahre Liebhaber den Vorrang und feiert sein grenzenloses Glück durch ein großmächtig knatterndes Phrasenfeuerwerk. Ein polnischer Herr, der für einen Teil der zur Fällung der fünf Akte nötigen Reden aufzukommen hat, fungiert im letzten Aufzuge als eine Art von Dr. Rantl, indem er sich nach Ibsenschem Vorbild in An-

deutungen seines nahen Todes ergeht. Eine Pose der Melancholie, die hier ebensowenig wie die gemachte Lustigkeit der Polonaise und des Schlußgefanges der Pärchen irgend welchen Widerhall der Stimmung auslöst. Die grobe unterhüllte Absichtlichkeit tritt da noch krasser als in den früheren Szenen hervor. Was Hauptmann ursprünglich vorgeschwebt haben mag, in dem Quartett der Schwestern einen gemeinsamen jeelischen Grundton in mannigfachen Variationen durchklingen zu lassen, dafür sind kaum Ansätze vorhanden. Die weißen Blüten blieben Hauptmerkmal der Verwandtschaft. Ein wenig eingehender ist neben Agathe nur noch die Jüngste behandelt, indessen ohne daß die Zeichnung mehr als die hunderte Male schon benutzten Vadsichqualitäten bot. Einzig die Geigenkunst der Luz schied sie von ihrer zahllosen Kollegenschaft. Der dem Oberlehrer gespielte Streich — man spiegelt ihm das Vorhandensein verächtlicher Altertümer im Schloßgewölbe vor und läßt ihn an deren Stelle einen mit Birsten wohlgefüllten Koffer finden — war so umständlich-ungeschickt im Stüde vorbereitet, daß auch der letzte Rest der Komik darüber verloren ging.

Die Aufführung bot einzelne ausgezeichnete Leistungen. Wassermaun brachte das in sich gefestigte Schullehrer-Selbstbewußtsein amüsant und dennoch ohne jede karikierende Beimischung zum Ausdruck. Dem polnischen Räsonneur gab Reicher sein geschnittene weiche Leidenzüge von ganz individuellem Gepräge und eine mit fremdländischem Akzent sich einschmeichelnde Stimme. Ida Orloff war ein Vadsich von uralterlicher Durchtriebenheit, die Langzeit Pippas steckte ihr noch in den Gliedern. Für Agathe, das weinerliche Unglücksweib, tat Grete Hofmann, was sich etwa tun ließ, und so fanden sich auch Rittner und Elise Lehmann wohl oder übel mit ihren völlig undankbaren Rollen ab. In der Episodenfigur des Vagabunden schuf Marr ein Meisterstückchen drastisch naturalistischer Kleinmalerei.

Neue freie Volksbühne (Schiller-Theater N.): „Die Teufelskirche“, Komödie in 3 Akten von Adolf Paul. Ueber diese Farce, obstrus abstoßend und anziehend zugleich, kann man zweierlei Meinung sein. Wenn der Verfasser sein philosophisches Glaubensbekenntnis, all seine Gedanken über den letzten Urgrund von Lüge und Wahrheit wirkungsvoll offenbaren wollte, dann konnte er keine triftigere Folie dafür erfinden, als einen tolen Traum, entrollt auf der Bühne. Sein Teufel ist in noch viel schärferem Grade als Goethes Mephisto eine „Spottgeburt aus Dreck und Feuer“. Pfaffen und Lavendelseelen würden sich vor ihm bekreuzigen und auch den Dichter zum Teufel wünschen. Er treibt mit ihnen ein gruseliges Komödienspiel. Auch das Bauernweib hat den leibhaftigen Gottscheismus im Leibe. Ihr Schrei nach dem Kinde, also nach der Mutterschaft, ist nichts als Komödie. Es wäre müßig, darüber nachzudenken, ob Paul ein loser Schall oder ein ernst zu nehmender Sittenprediger sei. Mag drum jeder hinter dem Vorigen dieser Höllencreaturen seine eigenen Gedanken entdecken. Träge Geister aufzurütteln, hierzu ist Pauls Komödie angetan. Nur soll niemand so vermessen sein, diesen religionsphilosophischen Anarchismus zum Kanon seines Sittengesetzes zu erheben. Die Doppelfigur des Teufels und Keisselriders hatte in May Marg einen ihr in jeder Beziehung gewachsenen Interpreten. Maria Wallinger als Ane war ihm schaupielerisch ebenbürtig. Den Pastor gab Heinz Schmidt, den Amos Ernst Bach nach bestem Vermögen. Ein köstliches Kleeblatt waren die drei Bauern Herbert Paulmüller, Hans Zilliä und Otto Waldburg. Dem drastischen Spiel galt wohl der tosende Beifall. e. k.

Musik.

Während manche glauben, vor Bach und Händel gebe es keine für uns beachtenswerte Musik, bemühen sich vorurteilslose Musiker nach Aufrechterhaltung des Zusammenhanges der Zeiten. Dem „Berliner Volkschor“ unter Dr. E. Jander ist neben anderen Verdiensten auch dieses zuzurechnen. Am Sonntag veranstaltete er einen „Heiteren Musikabend“. Chorgesänge gab es vier, aus dem 16. bis 18. Jahrhundert. Am interessantesten war wohl „Das Echo“ von Orlando di Lasso, dem so überaus fruchtbaren Komponisten, dessen Name selbst in weiteren Kreisen noch einigermaßen hilft, das 16. Jahrhundert nicht zu vergessen. Aus nur wenig späterer Zeit stammt Castoldi, von dem ein hübsches erotisches Lied vorgetragen wurde, und ungefähr gleichzeitig mit dem Erstgenannten ist Donati, von dem wir ein Tanzlied zu hören bekamen. Beide Komponisten waren kirchliche Kapellmeister, jener zu Mantua, dieser zu Venedig; beide auch reich an weltlichen Kompositionen, zumal den kunstvollen „Madrigalen“, in deren Gattung eben diese drei Stücke gehören. Namentlich Castoldi blieb noch lange beliebt. Diese Werke nähern sich dem, was wir gewöhnt sind, durch ihre uns nicht mehr sehr fremden Harmonien. Allein noch herrscht bei ihnen eine selbständige Vieltimmigkeit, zumal mittels des Nachahmens der einen Stimme durch die anderen; und gegenüber dem oft so Leiermäßigen unserer Musik wirkt derartige wie eine Befreiung. Natürlich bedarf es dazu besonders tüchtiger Chorleistungen. Unser Chor besitzt nicht die glücklichen Materialien, mit denen die vielgenannten großen Chöre ihre weiten Erfolge finden; namentlich ist ihm noch ein Zufluß von Männerstimmen zu wünschen, und die Ueberwindung kleiner Unreinheiten wie Rauigkeiten bedarf einiger Entwicklungszeit. Abgesehen davon ist es aber geradezu staunenswert, was der Dirigent aus dem vorhandenen Material geschaffen hat.

Die Hauptwirkung des Abends war das Auftreten des Schweden Eben Scholander. Man kann diesen Künstler schwer als

Vertreter des Kunstgesanges und noch schwerer als Vertreter eines Naturgesanges betrachten. Dem letzteren steht er dadurch näher, daß er auch gleich dem Publikum näher tritt, als es sonst ein ausübender Künstler zu tun pflegt. Er präsentiert sich uns als gemüthlicher Bruder der Freude; und zum Abschlusse sang er „Freut euch des Lebens“ so vor, daß die gesamte Hörerschaft den Refrain mitzufingen bekam. Im ganzen wirkt er in erster Reihe doch nicht als Musiker, sondern als komischer Schauspieler; schon die Silhouette seiner Gestalt, die er dem jeweiligen Humor anpaßt, ist von drahtiger Wirkung. Dem Kunstgesange steht er jedoch insofern nahe, als man sich nicht etwa einen Dilettanten unter ihm vorzustellen hat; seine Gesangsstimme ist zwar nicht gewaltig, aber zu einer vielseitigen Verwendbarkeit geschult, und noch mehr gilt dies von seiner Aussprache; wir haben selten jemand singen und sprechen hören, noch dazu einen Ausländer, der in so klar verständlicher Weise uns Hochdeutsches wie Dialektdeutsches wie Ausländisches vorträgt. Sein Programm schöpft aus dem leicht unter- schätzten Schatze humoristischer Volkslieder, wie sie sonst vielleicht nur in Studentenkreisen reichlicher zur Geltung kommen. Vermuthlich übertrifft die deutsche Literatur darin die ausländische; jedenfalls aber erwiesen sich das französische Trommlerlied und das schwedische Grabeslied auf einen Branntweinbrenner als ganz eigenartige Werke. Und durchaus eigenartig, mit einer Annäherung ans Geniale, ist auch der Sänger selbst. Wie versteht er es, die Situationen aus der Dürft heraus dramatisch anschaulich zu machen! Sein begleitendes Lautenspiel tritt dahinter an Bedeutung zurück, vervollständigt aber manchmal das ganze durch köstliche Einfälle des Spielers. Wahrlich: so ungefähr kann man sich auch älteste Sängere denken, von denen uns in Volksgespen berichtet wird. — sz.

Hygienisches.

Die Reinigung der Luft durch Schnee. Ein Schneefall übt auf die Luft gleich dem Regen und dem Sturm eine reinigende Wirkung aus. Nur wenn die Schneeflocken ganz trocken sind, mögen sie auf die Erde niederfallen, ohne durch die in der atmosphärischen Luft befindlichen Staubtheile belastet worden zu sein. Gewöhnlich ist aber der Schnee feucht und reinigt daher die Luft wie ein feines unlösliches Pulver, das in unsauberes Wasser gestreut wird und dieses reinigt, indem es beim Niedersinken eine große Menge Schmutzpartikel mit sich nimmt. Da der Schnee kälter ist als der Regen, vermag er auch die Gase der Atmosphäre besser zu lösen, denn diese lösen sich in Kälte leichter auf als in Wärme. Da die Luft nach einem Schneefall rein und milde ist, fühlen sich die Menschen frischer. Bewegung und Sport im Schnee wirkt daher belebend und kräftigend. Aber abgesehen von der Reinigung der Luft scheint der Schnee auch einen Einfluß auf den Sauerstoff der Atmosphäre zu haben, so daß sich die Zusammen- setzung der letzteren für den menschlichen Organismus unter seiner Einwirkung überaus günstig gestaltet. Der metallische Geruch der Luft nach einem starken Schneefall rührt wahrscheinlich von der Bildung von Ozon oder eines ihm nahestehenden Körpers her. Nicht interessant sind die Ergebnisse einiger Analysen von Schnee, die auf Veranlassung des Lancet in der schneereichen Weihnachtszeit vorgenommen worden sind. Es stellte sich heraus, daß der auf dem Dache des Lancet-Gebäudes gesammelte Schnee eine ganz andere Zusammensetzung hatte als Schnee, der in der 12 Meilen von London entfernten Grafschaft Kent gesammelt worden war. So wies der Londoner Schnee einen verhältnismäßig recht hohen Gehalt an Ammoniak auf, während der Schnee von Kent nur halb so viel von dieser Substanz enthielt. Ebenso war der Gehalt an Chlor, Kochsalz, Schwefelsäure und teerartigen Substanzen in London recht beträchtlich, während er in Kent sehr gering war. Offenbar ist dieser Unterschied in der Zusammensetzung des Schnees durch den in der Londoner Luft enthaltenen Kohlenstaub bedingt. Die zahlenmäßigen Ergebnisse der erwähnten Versuche berechtigen zu dem Schluß, daß in London während eines starken Schneefalles große Mengen von Teer, Ammoniak, Schwefel usw. auf die Erde niedersinken. Daß es sich in den Großstädten des Kontinents nicht anders verhält, ist sehr wahrscheinlich.

Humoristisches.

— Die Lösung. Die preussische Regierung hat endlich das Mittel gefunden, den Krieg in Südwestafrika zu beendigen. Sie hungert jetzt ganz einfach die Hereros nach dem System aus, welches sie so erfolgreich gegen ihre Volksschullehrer angewandt hat.

— Vorbereitung für den Staatsdienst. Laßt uns den Verstand verkaufen, wozu nützt uns der Verstand!

— Seine Hoheit. „War der Regier wirklich ein Prinz?“ „Ja, bei die Schwarzen da kennst dich nicht aus. Da sieht ein Prinz auch nicht häßlicher aus wie die anderen.“

— Eine süddeutsche Residenzstadt hat auf 1. Januar 1907 eine benachbarte Landgemeinde eingemeindet. Im Eingemeindungsvertrag hat die Stadt die Verpflichtung übernommen, den getreuen Gemeindebod auch weiterhin zu halten. Am 2. Januar, abends nach 6 Uhr, bringt eine Frau ihre Geiß zum Bod. Der Bod befiehlt die Geiß, erfüllt aber seine Pflicht nicht. „Was ist nur mit dem Bod?“ fragt die Frau. „Sonst war er doch so gut!“ — „Ja“, sagte der Bodhalter, „der Bod ist jetzt städtischer Beamter; die schaffen nach 6 Uhr nichts mehr!“ („Simplicissimus.“)

— Aus Kastans Panoptikum. Nr. 318: Der Reichstagspräsident a. D. Vallestrem. Er erschien bei der offiziellen Reichstagsöffnung stets in Uniform, um dadurch zu zeigen, daß er sich als oberster Repräsentant der Volksvertretung fühlte. In der Schreckenstammer ist die Glode zu sehen, die er einmal sprengte, eine akrobatische Leistung ersten Ranges. 500 Mark in bar zahlt die Direktion des Panoptikums demjenigen, der schon öfter und schmerz- loser in Ehrfurcht erstorben ist, als Vallestrem!

— Die Hofreporter. Die Spagen hier, das sieht man klar, die sind der Hofreporter Schar. Kommt irgendwo ein Herr Salai und sonst wer Wichtiger vorbei, und läßt sein Roß nur eine Spur zurück im Kreislauf der Natur — gleich sind sie emsig auf dem Fleck und kümmern sich um jeden Dreck und raufen sich um jeden Mist, weil jeder gern der erste ist, und tragen ihn davon in Eile, denn — fünfzehn Pfennig' bringt die Zeile!

— Das Gefängnis als Wärmestube. „Ede, Ede, wo soll ich in die Wintermonate zubringen, wenn die Majestäts- beleidigungen nicht mehr bestraft wer'n?“ („Jugend.“)

Notizen.

— Nach dem Rainz-Gastspiel soll im Neuen Schauspiel- hause Friedrich Hebbels Lustspiel „Der Diamant“ mit Ernst Krudt in der männlichen Hauptrolle zur Aufführung gelangen.

— Der Goethe-Verein veranstaltet am Sonntag, den 10. Februar, im Saale der Sezeßion, Kurfürstendamm, seinen XI. Nachmittags zu vollstündlichen Preisen. Er ist Fritz Reuter gewidmet. Rezitation und einleitende Worte: Dr. Mars Moeller.

— „Salome“ im Lande der Freiheit. Wie dem „Berl. Tagebl.“ aus New York berichtet wird, hat Straußens „Salome“ keinerlei Aussicht mehr, dort ein Bühnenunterkommen zu finden. Der Wille des Kapitals ist allmächtig. Es verbietet ein Kunstwerk und dieses hat keine Existenzberechtigung mehr. Weder wagt Corried, der von seinen Aktionären abhängig ist, eine Auf- führung des verpönten Stüdes, noch hat das Deutsche Theater die Schneid, das Schauspiel „Salome“ zu spielen. So „kontrolliert“ das Kapital die Kunst.

— Eine bedeutende Sammlung moderner Gemälde und Zeichnungen hat ein Privatmann, Herr Moreau-Melaton dem französischen Staate geschenkt. Sie ist im Museum der delo- rativen Künste im Louvre vorläufig untergebracht worden. Die Sammlung gibt ein Bild der französischen Kunstentwicklung seit etwa 1830. Delacroix und Decamps sind mit etwa 20 Ar- beiten vertreten. Außerordentlich wertvoll sind die 37 Stücke von Corot, die das Schaffen des Meisters in seinen verschiedenen Perioden vorführen. Tropou, Daubigny, Diaz, Millet u. a. bilden den Uebergang zu den Impressionisten, die mit aus- gezeichneten Werken den eigentlichen Kern der Sammlung bilden. Unter ihnen ist das „Frühstück im Grünen“ von Monet und einige von den besten Schöpfungen Monets und Sisleys.

— Der Forscher auf dem Gebiete der Chemie D. J. Mendelejew ist in Petersburg gestorben. Das nach ihm benannte Mendelejew'sche Gesetz hat seinen Namen populär gemacht. Dieses Gesetz bedeutet einen großen Schritt vorwärts in der einseitlichen Naturerklärung, in der Zurückführung des Mannigfaltigen auf möglichst Einfaches und Einheitliches. Es bringt Verednung und System in die chemischen Elemente und heißt deshalb auch das „periodische System“. Es besagt, daß die chemischen Elemente, die nicht mehr zerlegbaren Grundstoffe, einer bestimmten Gesetzmäßigkeit unter- liegen, die sich durch die Atomgewichte ausdrückt. Die Atomgewichte charakterisieren dabei die Eigenschaften der Elemente und ihrer Zusammensetzungen. Wenn die Elemente nach den Zahlen ihrer Atom- gewichte geordnet werden, so bilden sie Gruppen von je sieben. Das 8. u. 16. u. 17. Element hat dabei eine besondere Ähnlichkeit mit dem 1., 8. usw. Auf Grund dieses Gesetzes vermochte Mendelejew rein hypothetisch das Vorhandensein verschiedener noch nicht entdeckter Elemente und ihre Eigenschaften vorauszusagen. In der Tat wurden denn auch drei Elemente entdeckt, die seine Theorie glänzend bestätigten (Gallium, Scandium, Germanium). — M. war 1834 in Tobolsk (Sibirien) geboren, studierte in Petersburg Naturwissenschaften, schlug später die akademische Laufbahn ein und vervollkommnete sich dann noch unter Vunfen in Heidelberg (1859—61). Den Rest seines Lebens wirkte er in Petersburg als Professor.

— Sozialistische Straßennamen. Die Zahl der Pariser Straßen, die den Namen bekannter Vorkämpfer der sozialen Revolution tragen, ist neuerdings vermehrt worden. Der Gemeinderat hat in seiner letzten Sitzung u. a. folgende neue Straßen- bezeichnungen beschlossen: Rue Benoist Malon, Rue Elise Reclus und Rue Eugène Barlin. Die Träger dieser Namen haben zu ihren Lebzeiten an der Kommune teilgenommen. Der Buchbinder Barlin, der im revolutionären Gemeinderat einer der fähigsten Vertreter der Partei der Internationale war, ist im Kampfe gegen die Verfaller gefallen. Man sieht, wie sich die Zeiten ändern. Das Bemühen der bürgerlichen Historiker und Schmähchriftsteller, die Kommunarben als Mordbrenner hinzustellen, hat auf die Dauer doch nichts genützt, und das neue Paris ruft dem jüngeren Geschlecht die Namen derer ins Gedächtnis, die man als die vandalischen Zerstörer des alten verkennt hat.